

Andacht am 3. Sonntag nach Trinitatis, 28. Juni 2020

Liebe Gemeinde,

Hände sind ein Spiegel der Seele, so heißt es in einem Sprichwort.

Wenn wir unsere Hände ansehen, den Linien in der Handfläche nachgehen, den Anfang und das Ende der Linien suchen, dann entdecken wir manche Narben, Falten oder alte Verletzungen. Was haben unsere Hände



schon alles berührt, betastet, ergriffen, welchen Menschen zärtlich gestreichelt, welche Arbeit verrichtet? In den Händen bildet sich die Vergangenheit ab. Vielleicht hat eine Verletzung ihre Spur hinterlassen – sie ist inzwischen verheilt, doch eine Narbe erinnert noch daran. Die Linien in unseren Händen – bis hin zu den Fingerkuppen sind unverwechselbar. Sie sind ein Ausdruck für die Einmaligkeit jedes Menschen.

Auf unsere Hände sind wir angewiesen – jeden Tag neu. Wer schon einmal einen Arm oder gar eine Hand gebrochen hatte, weiß, wie sehr sie mit ihren Möglichkeiten fehlt. Wir können mit unseren Händen arbeiten, halten, zureichen, entgegennehmen. Wir können mit ihnen grüßen, streicheln und drücken – wir können mit unseren Händen so viel Gutes tun – für uns selbst und für andere.

Aber – unsere Hände können auch missbraucht werden – statt zu helfen, können sie drohen; statt zu heilen, können sie verletzen; statt zu halten, können sie fallen lassen; statt sich zu öffnen und zu geben, können sie sich ballen und krampfhaft festhalten.

Mit unseren Händen können wir Freude ausdrücken und Begeisterung, indem wir in die Hände klatschen.

Vieles von dem, wozu Hände gebraucht werden, liebe Gemeinde, taucht auch in dem bekannten Gleichnis von dem Vater mit den beiden Söhnen auf. Diese Erzählung ist durchzogen von „Handlungen“, die eben durch Hände ausgeführt werden. Man kann dieses Gleichnis geradezu aus dem Blickwinkel der Hände erzählen: Ein Vater hatte zwei Söhne. Sie wuchsen bei ihm auf und er hat sie **eigenhändig** groß gezogen. Er hat sie **an die Hand genommen**, hat sie mit seiner Hand in das Leben geführt. Und zugleich hat er mit **seiner Hände Arbeit** einen schönen Besitz aufgebaut und seinen Söhnen gezeigt, **mit ihren Händen zu helfen**. Dereinst wollte er das **Werk seiner Hände** weitergeben **in die Hände** seiner Söhne. Die Hände des Vaters sind alte und weise Hände, voller Schwielen und Narben, die von der Arbeit geformt wurden.

Ganz anders sind die Hände des jüngeren Sohnes; es sind junge und ungestüme Hände. Sie wollen nicht so werden wie die Hände des Vaters – nicht die Zeichen der schweren Arbeit tragen. Und so streckt sie der Sohn seinem Vater fordernd entgegen – diese Hände wollen haben und entgegennehmen.

Und kaum sind die jungen, fordernden Hände mit der Hälfte des Erbes gefüllt, werden sie zu verschwenderischen Händen. Den Sohn hält es nicht in der Heimat – er will und muss seinen eigenen Weg gehen. Die Hände beginnen sich zu öffnen – sie geben großzügig, ja verschwenderisch weg, was sie aus den Händen des Vaters empfangen haben. So dauert es nicht lange und die Hände des jungen Mannes sind wieder leer.

Und nun muss er sie wieder ausstrecken, um in seiner Not eine milde Gabe zu empfangen. Seine Hände scheuen sich nicht mehr, auch die einfachste und unwürdigste Arbeit zu leisten.

Der junge Mann entschließt sich, zum Vater zurückzukehren, um ihm die Hände entgegenzustrecken mit der Bitte um Arbeit und Brot. Er weiß, dass die Hände des Vaters gütige Hände sind. Mit leeren Händen macht sich der Sohn auf den Weg zurück in die Heimat. Als er endlich den Vater erreicht, sind es andere Hände, die sich dem Vater entgegenstrecken. Sie sind über die Jahre hin bescheidener geworden, gezeichnet von schwerer Arbeit, abgemagert im Hunger. Sie sind ein Spiegel seiner Seele.

Der Vater umfasst seinen Sohn mit den Händen. Liebevoll legt er sie ihm auf die Schulter und drückt ihn an sein Herz – voller Liebe – und nehmen dessen Hände in die seinen. Und dann nimmt der Vater den Sohn an die Hand und führt ihn ins Haus. Er legt ihm ein festliches Gewand an und steckt ihm den kostbarsten Ring an seine Hand – und nimmt ihn so als Sohn wieder an. Voll Freude lässt der Vater ein Fest vorbereiten.

Dieses Gleichnis, das Jesus erzählt, zeigt, wozu Hände fähig sind, wie sie aufbauen und bewahren können, großziehen und zum Ausdruck der Liebe werden. Aber es zeigt auch, dass Hände Sinnloses tun, verschwenden und ja, auch zerstören können. Und immer sind sie dabei Spiegel der Seele dessen, der die Hände gebraucht. Und so stellt das Gleichnis auch die Frage an uns: Welche Hände möchte ich haben? Wie möchte ich meine Hände gebrauchen?

Aber – eigentlich sind das nur die oberflächlichen Fragen – entscheidender ist eher die Frage: Wie ist meine Seele beschaffen? Welche Lebenshaltung ist durch die Befindlichkeit meiner Seele vorgegeben?

Die Seele des Sohnes hat sich durch Lebenserfahrungen verändert – und damit auch seine Hände. Anfangs war es die Haltung: Ich will alles. Ich will haben, will besitzen. Ich will alles erleben, was so angeboten wird – und koste es, was es wolle. Eine Seele in Aufruhr. Ob uns das nicht irgendwie bekannt vorkommt?

Und diese Haltung prägt die Seele so stark, dass fast fluchtartig alles verlassen, aufgegeben wird, was bis hierher gehalten hat – die Wurzeln des Lebens – die Beziehungen. Eine Seele ohne Wurzeln, die nicht schätzen, würdigen kann, was sie geformt hat – die wenig achtsam und bewahrend mit dem umgeht, was ihr die lebensnotwendige Wärme gegeben hat. Später, viel später erst entdeckt der Sohn, dass etwas falsch gelaufen ist – dass er so verschwenderisch gelebt hat, dass seine Seele nun kein Zuhause mehr hat. Diese Entdeckung lässt ihn zurückkehren – nicht nur zum Vater – sondern auch zu einer Lebenshaltung, die seine Seele neu behaust, ihr Heimat gibt – und dann das Tun auch seiner Hände verändert.

Und die Seele des Vaters? Sie bleibt während der Ereignisse gleich – offen, freundlich, gütig – zugewandt – vielleicht anfangs verletzt über die Haltung des Sohnes, aber doch sehnsüchtig wartend auf seine Rückkehr – voll Freude, als es geschieht – ganz unabhängig davon, wie der Sohn zurückkommt.

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn ist zuerst ein Bild für die Hand Gottes, die er uns offen entgegenhält – jederzeit – und an der wir uns festmachen können – jederzeit – wie leer auch immer unsere Hände sein mögen.

„Gottes Hände halten die weite Welt.
Gottes Hände halten das Sternenzelt.
Gottes Hände führen das kleinste Kind.
Gottes Hände über dem Schicksal sind.
Gottes Hände sind meine Zuversicht;
durch alles Dunkel führen sie doch zum Licht.
Im Frieden geborgen, vom Kampf umtost,
in deinen Händen, Herr, bin ich getrost“ –
so hat es Hugo Specht formuliert.

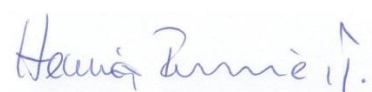
Daran kann sich unsere Seele festmachen. In oder an Gottes Hand findet sie das Zuhause, die Bleibe, die sie geborgen, behütet und geschützt sein lässt in allem, was auch immer auf sie zukommen mag. Hände sind ein Spiegel der Seele.

Und dann werden unsere Hände, davon bin ich überzeugt, segnende Hände, indem sie wunde Seelen trösten, ermutigen, stärken – indem sie bewahren und aufbauen – indem sie Leben schützen und dazu beitragen, neue Lebensmöglichkeiten aufzutun; sie werden heilende Hände, die nicht trennen oder zerstören – sondern im Gegenteil verbinden, zusammenführen, Barrieren überwinden; sie werden liebende Hände – in einander gelegt, zum Gruß gereicht, zum Trost aufgelegt, zärtlich berührend, am Krankenbett gehalten und im Sterben segnend - und sie können betende Hände werden, die zu allem guten menschlichen Wollen noch die gute Kraft Gottes hinzufügen – die sich dem lebendigen Gott anvertrauen – und auf seine fürsorgende Hand vertrauen – und bekennen:

„Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich an meiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich am Ende mit Ehren an“ (Ps. 73, 23-24).

Ich wünsche ihnen einen gesegneten Sonntag. Bleiben Sie in Gottes guten Händen getragen.

Ihr

Handwritten signature in blue ink that reads "Hans Rinné" with a small arrow pointing upwards at the end.